

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 24 (1934)

Heft: 52

Artikel: Silvester in der Fremde

Autor: Schibli, Emil

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-648268>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

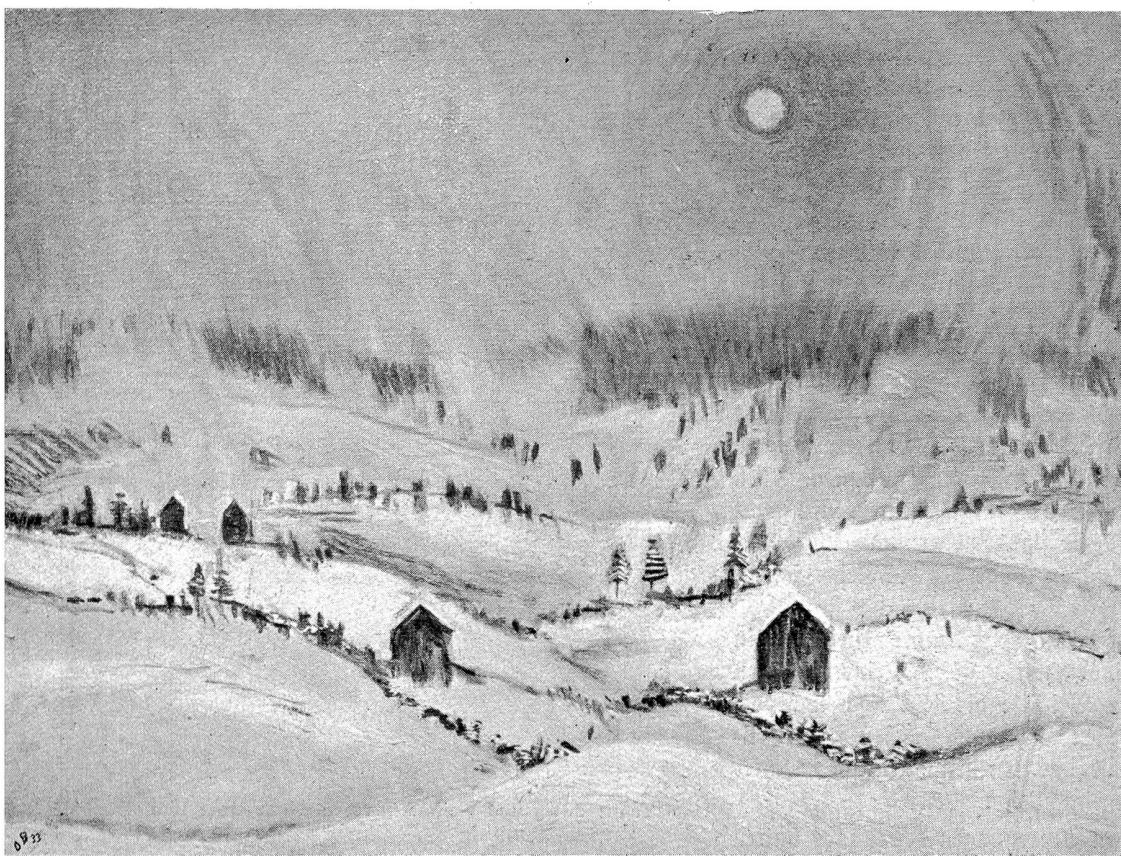
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Otto Baumberger, Unter-Engstringen (Zürich): Hirzel-Landschaft im Winter. Illustrationsprobe aus „O mein Heimatland 1935“. Herausgeber, Drucker und Verleger: Dr. Gustav Grunau, Bern.

Silvester in der Fremde.

Von Emil Schibli.

Mein Stiefvater Josef Flauenmacher, ein Bäuer, seines Zeichens ein Schneider, suchte wieder einmal einen Ausweg aus dem Elend, dem wir, so weit ich zurückdenken kann, nie recht zu entrinnen vermochten. Flauenmacher behauptete, daß es nicht möglich wäre, in der Schweiz auf einen grünen Zweig zu kommen. An ihm fehlte es nicht, aber die Leute hierzulande wußten seine Fähigkeiten nicht zu schätzen.

„Wir müssen etwas anderes anfangen“, sagte er. „So kann es nicht weiter gehen“, sagte er, als uns das Wasser wieder einmal in die Mäuler laufen wollte. Und weil er an Plänen nie verlegen war, — seine Tätigkeit erschöpfte sich hauptsächlich im Plänemachen —, fand er sozusagen im Handumdrehen auch diesmal wieder eine Lösung. Er beschloß, mit Sack und Pack diesen Schweizern, die ihn nicht verstehen wollten oder konnten, den Rücken zu kehren.

„Wir fahren nach München“, sagte er zu meiner Mutter, die ihn darauf halb zweifelnd und halb erschrocken ansah.

„Nach München?“ fragte sie.

„Ja. Weshalb denn nicht? Man muß eben etwas unternehmen, man darf nicht immer auf demselben Fleck leben, sonst kommt man auf keinen grünen Zweig.“

Ach ja, der grüne Zweig! Leider blieb er immer ein Traumbild aus Luft, und für uns Kinder hing nichts daran als der Hunger.

Es scheint mir heute, mein Stiefvater sei, ins Technische übertragen, so etwas wie ein schlecht konstruierter, veralteter Explosionsmotor gewesen, der, wenn die Zündung endlich funktionierte, einen höllischen Krach machte, daß man glauben konnte, er habe nun weiß der Teufel

was für eine energische Leistung im Sinne. Aber nach ein paar gewaltfamen Takten stand er auch schon wieder still.

Nun also machte er wieder einmal Krach. Er schrieb unverzüglich einen langen Brief an den Onkel Flauenmacher in München, der, ebenso wie Josef, dort den Beruf eines Schneiders ausübte, verehelicht war, aber keine Kinder hatte, und uns demgemäß, wie der Stiefvater hervorhob, sehr wohl ein wenig unter die Arme greifen konnte.

Ungeduldig wartete er auf eine Antwort. Nach acht Tagen kam sie.

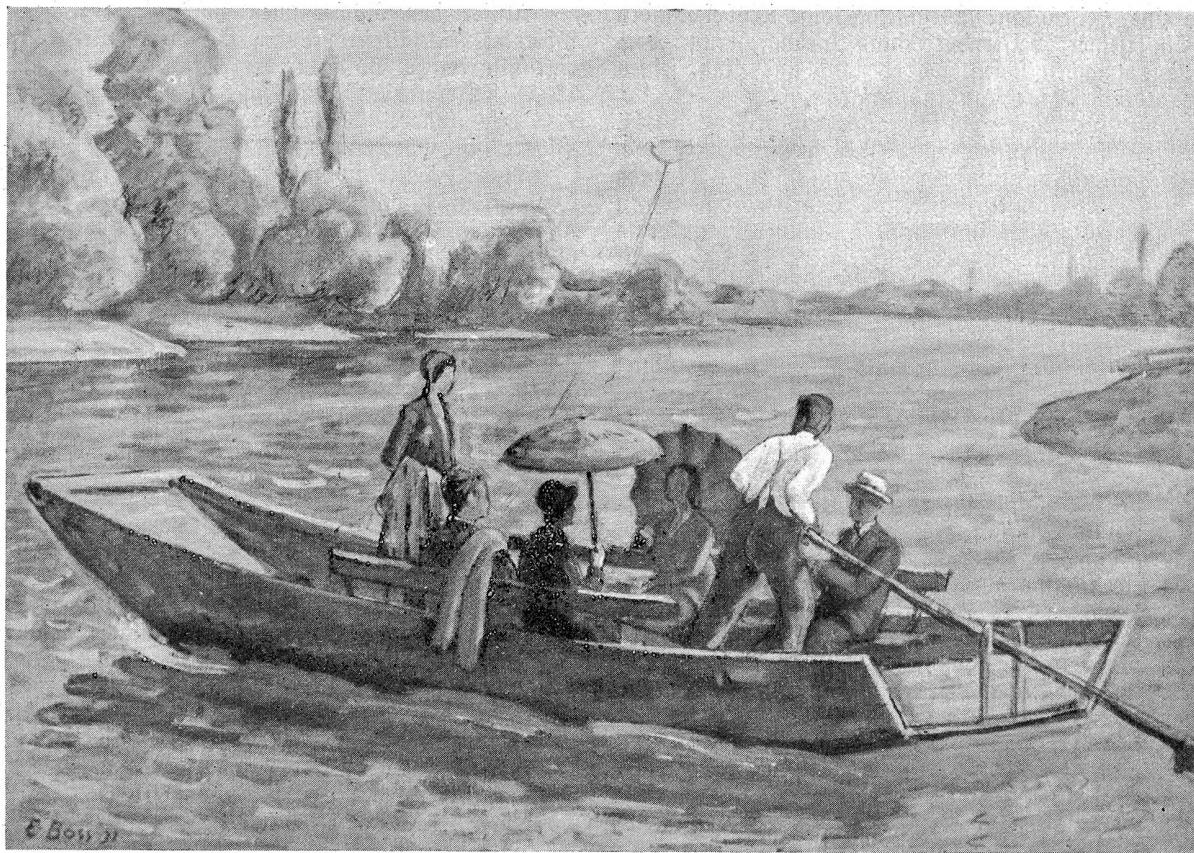
„Sofort zusammenpacken,“ schrieb der Onkel. „Hier gibt es genug Arbeit, und so wie du mir schreibst, ist das Leben bei uns dahier lange nicht so teuer wie in der Schweiz.“

Gut, das wär in Ordnung. Jetzt fehlte uns nur noch eine Kleingigkeit, nämlich Geld. Dampf wie eine Lokomotive.

„Werden wir schon kriegen“, sagte er. „Nur keine Angst.“ Er ging zur deutschen Armenbehörde, setzte ihr seine bedrängte Lage auseinander, wies ihr den Brief seines Bruders vor und brachte denn auch die Zusicherung freier Fahrt für sich und seine Familie mit nach Hause. Von einer Niederlassung in München wollte die Behörde allerdings nichts wissen. Die Informationen, die man habe, lauteten ganz anders als der Brief des Herrn Flauenmacher. Die Arbeitslage wäre zurzeit in München alles andere als rosig, weshalb man die Heimatgemeinde benachrichtigen wolle; ihr liege es ob, einstweilen für uns zu sorgen und er, Flauenmacher, könne sich dann von dort aus in der Hauptstadt umsehen, das Dorf liege ja, wie Flauenmacher sage, nur eine Bahnstunde von München entfernt. „Jawohl“, sagte der Stiefvater, „jawohl, meine Herren. Verbindlichsten Dank!“ Und dann ging er hinaus und dachte: Ihr könnt' mich am ... Könnt's euch ja einbilden, daß ich zu den gesuchten Bauern aufs Land hinaus geh! Meiner Seel, das fehlte mir gerade noch! Die Hauptsache ist, daß wir den Fahrtschein bekommen. In München angelangt, werd' ich mich schon durchhauen, dafür steh' ich gut!

Nun wurde eingepackt. Die Hammerschläge tönten den ganzen Tag durchs Haus, Kisten wurden herumgeschoben, man aß Brot und Wurst und trank Bier oder Kaffee. Ich kann mich noch gut darauf besinnen, welchen Spaß mir diese laute Geschäftigkeit in unserer kleinen Wohnung machte und ich weiß noch, daß ich mit meinen Kinderhändchen hundert kleine Dinge herumtrug.

Am 31. Dezember machten wir uns auf die Reise. In der kalten, nebligdunklen Morgenfrühe gingen wir durch die Stadt nach dem Hauptbahnhof. Der Mutter rannen die Tränen über die Wägen. Sie schob unsern großen



Eduard Boss, Bern: Fähre in Aarelandschaft. Illustrationsprobe aus „O mein Heimatland“ 1935. Herausgeber, Drucker und Verleger: Dr. Gustav Grunau Bern.

Kinderwagen vor sich her. Darin lagen Brüderlein und Schwestern, einige Kissen und Decken, einiges Eßgerät und Mundproviant und — ich weiß nicht, was sonst noch.

Die Reise dauerte lange. Es war Nacht, als wir in der fremden Stadt ankamen. Wir hatten natürlich geglaubt, Onkel Ludwig und die Tante würden uns am Bahnhofe freundlich in Empfang nehmen. Aber es war niemand da. So blieb uns in Gottes Namen nichts anderes übrig, als unsere Verwandten an ihrem Wohnorte aufzusuchen. Der Stiefvater, welcher die Stadt angeblich noch von früher her kannte, ging mit uns gleich in einer bestimmten Richtung davon und behauptete, in ungefähr einer Dreiviertelstunde müßten wir am Ziele sein. Ich trottete mit meinen kleinen und müden Beinen tapfer neben dem Kinderwagen her, hielt mich am Körbe und wünschte nur, bald schlafen zu dürfen. Es waren noch viele Menschen auf der Straße; sie wollten sich heute am letzten Altjahrsabend austoben. Manche waren betrunken, andere kamen in ganzen Reihen, singend und mit Harmonikamusik daher, und jeden Augenblick hielten uns welche auf, in Gelächter ausbrechend, weil sie meinten, wir wollten mit unserer Karre das abreisende Jahr darstellen. Dann stellte sich auch noch heraus, daß Flausenmacher nicht Bescheid wußte; wir mußten einen Schutzmann fragen und erfuhren, daß wir verkehrt gegangen wären, wir hätten genau die entgegengesetzte Richtung einzuschlagen. „Wie weit ist es noch?“ — „Eine gute Stunde“, sagten der Schutzmann. Inzwischen waren wir ins neue Jahr hineingetappt, die Uhr rückte auf Eins und die Leute hatten sich verlaufen. Es blies ein kalter Wind, und dann begann es auch noch zu schneien. Endlich fanden wir das Haus, in welchem der Onkel wohnen sollte. Über alles war dunkel, die Haustür geschlossen. Flausenmacher begann zu fluchen und rief an die kalte, schwarze Mauer hinauf mit lauter Stimme: „Ludwig! ... Ludwig!“

Niemand gab Antwort. Nur die beiden Kleinen im Kinderwagen, die indessen wach geworden waren, krächzten in die dunkle Stille hinein. Und auch ich begann jetzt zu weinen und zu jammern: „Wären wir nur daheim geblieben!“

Schließlich öffnete sich in der riesengroßen, bedrohlich ausschenden Wand ein Fenster, ein Kopf und etwas Weißes schaute heraus und fragte:

„Was wollens denn?“

„Ah, bitt' schön“, sagte Flausenmacher, „hier muß doch der Schneidermeister Flausenmacher wohnen.“

„Sawohl“, sagte das Weiße, es war eine Frau im Nachtkleid, „aber Herr Flausenmacher und die Frau Gemahlin sind, soviel ich weiß, auf einen Silvesterball gegangen.“

„Ah, das ist jetzt doch merkwürdig“, sagte der Stiefvater kleinlaut. „Ich bin nämlich sein Bruder und komme mit meiner Familie soeben aus der Schweiz. Ich hab mich doch angekündigt. Ah, dürft ich Sie vielleicht bitten, uns ins Haus herein zu lassen, damit wir wenigstens nicht länger in der Kälte und im Schnee stehen müssen.“

„Ja, wartens ein Bissel“, rief die Frau herunter, „ich will gleich die Hausmeisterin rufen.“

Bald darauf rückten Onkel und Tante an. Die gegenseitige Begrüßung war nicht eben herzlich. „Sie hätten sich wohl“, sagte der Onkel Flausenmacher, „um einen Zug versehen. Natürlich wären sie am Bahnhofe gewesen. Nun, das ist ja weiter kein Unglück.“

Ich sah sie beide noch vor mir, höchst elegant gekleidet, — der Onkel trug einen Zylinder und die Tante einen Pelzmantel —, wie sie die Treppe hinaufstiegen und wir wie arme Sünder und Bettler hinten nach.

Als jedoch die Stubentüre aufgetan und Licht gemacht war, zersprang das Märchen vom reichen Mann und seiner

Frau wie eine Seifenblase. Wenige schäbige Möbel standen umher. Ein kleiner, belfernder Hund sprang herum, dem es nichts auszumachen schien, wo er stand und ging, seinen Unrat auszubreiten. Es stank abscheulich.

Die noblen Leute besaßen fast alles nur in der Einzahl. Sie hatten einen Tisch und einen Stuhl, und ich weiß noch gut, wie komisch es mir vorkam, als am nächsten Morgen Onkel und Tante Flausenmacher ihr Frühstück einnahmen und jedes die eine Hälfte ihres werten Hinterteils auf dem Stuhle und die andere in der Luft hatte. Und es zwidet mich sozusagen noch heute am ganzen Leibe in der Erinnerung, denn ich konnte trotz meiner Müdigkeit die ganze Nacht kein Auge zutun, weil ich auf dem elenden, mit Lappen gestopften Kanapee, das für mich als Bett hergerichtet worden war, immer wieder von Wanzen überfallen wurde.

Wenn ich meinen Neujahrstagen Namen geben müßte, so würde ich den bei Onkel und Tante verlebten das Wanzenneujahr heißen. Ich kann nicht wohl behaupten, daß es ein Fest war. Dennoch: wenn ich jetzt gehetzt und gepflegt, mit warmen Pantoffeln an den Füßen, die Hände behaglich über meinem schon etwas zu runden Bäuchlein gefaltet, vor einem Glase Punsch sitze und die Neujahrsglocken wieder einmal läuten höre, denke ich doch gerne an jene kummervolle Nacht zurück. Ihr Geheimnisvolles ist mit stärkeren Wurzeln in mir verwachsen als alles andere.

Aber nun beginnen die Glocken zu läuten. Viel Glück zum Neuen!

Die Bedeutung einer altbernischen Familie im kirchlichen Leben der Heimat.

Die Stadt Bern besaß in den ersten Jahren nach ihrer Gründung nur eine Kapelle, bedient vom Kaplan des Nachbardorfes Köniz. Im Jahr 1232 wurde ungefähr dort, wo jetzt das Chor des Münsters steht, die Leutkirche erbaut, die bis in den Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts das Zentrum des kirchlichen Lebens blieb. Bis zum Jahre 1485 lag die Besorgung der kirchlichen Funktionen in den Händen der Deutschritter der Komturei Köniz, welch letztere erst im Jahre 1729 aufgehoben wurde.

Im Jahre 1420 beschloß die Bürgerschaft, aufgemuntert durch Papst Martin V., die Leutkirche durch ein der nunmehrigen Bedeutung Berns entsprechendes Bauwerk zu ersetzen. Unter der Leitung verschiedener Baumeister erhielt das Berner Münster bis gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts diejenige Ausdehnung und Gestalt, die ihm bis vor wenig Jahrzehnten geblieben sind.

Der erste Baumeister war Matthäus Ensinger von Ulm, der den Bau von seiner Grundsteinlegung am 21. März 1421 hinweg volle dreißig Jahre geleitet hat. Einer seiner bedeutendsten Nachfolger war Peter Pfister von Basel; ihm verdankt man das 1517 vollendete Chorgewölbe. Unter den Steinmeistern, die seine Pläne zur Ausführung brachten, war wohl Rudolf Dick, der Sohn des Ratsherrn Johannes Dick, der tückigste. Man nannte ihn denn auch den „Chormann“ oder „Thormann“, und sein Name und Wappen, ein Patriarchenkreuz, waren am Kanzelpfeiler eingehauen. Wie er selber am Bau des Berner Münsters mitgearbeitet, so haben im Laufe von mehr als drei Jahrhunderten nicht weniger als neunzehn seiner Nachkommen mitgearbeitet am Bau der „Bernischen Landeskirche“. Sein Sohn Rudolf Dick, ebenfalls Steinmeister, verheiratete sich im Jahre 1541 mit Katharina Grünenfeld. Von den beiden Söhnen dieses Ehepaars war der ältere Johannes Dick (1546–1610) Dekan am Münster, der jüngere Lienhard Dick (1548–1586) Pfarrer zu Messen.

Unter den Nachkommen zu Dekans finden sich sechs Pfarrer; sein ältester Sohn, Johannes Dick (1569–1622) war Pfarrer zu Bolligen, der zweite Rudolf Dick (1580–bis 1631) Pfarrer zu Meiringen.

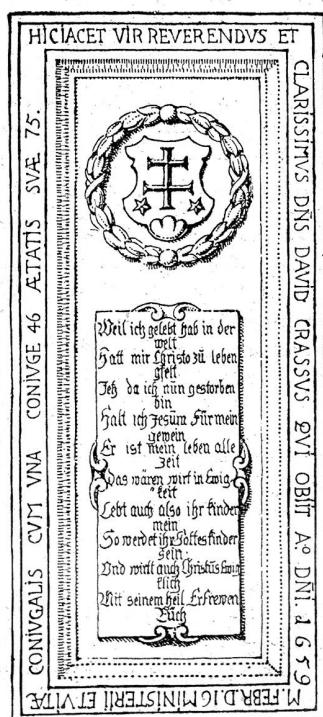
Der ältere Sohn war Samuel Dick (1604–1656) Pfarrer in Oberbalm.

Rudolf hatte in direkter Folge drei Pfarrer zu Nachkommen, nämlich den Enkel Samuel Dick (1664–1738), Pfarrer in Oberdiezbach, den Urenkel Johann Jakob Dick (1701–1746), Pfarrer zu Spiez und den Ururenkel Johannes Jakob Dick (1742–1775), Pfarrer in Bolligen. Gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts starb die Linie des Dekans aus; diejenige seines Bruders Lienhard erhielt sich bis auf die Gegenwart und zählte noch elf Pfarrer. Da ist zunächst Lienhards Sohn David Dick (1584–1659), Pfarrer in Wichtach. Er wurde 1584 in Messen geboren, kam 1612 als Helfer nach Unterseen, war nacheinander Pfarrer in Diemtigen und Erlenbach, kam 1628 als zweiter Pfarrer nach Thun und 1631 nach Wichtach, wo er 1659 gestorben ist. Seine dankbare Gemeinde widmete ihm eine schöne Grabplatte mit bedeutsamer Inschrift im Chor ihrer Kirche.

David's zahlreiche Nachkommen waren zunächst durch Generationen hindurch in der Hauptsache tüchtige Handwerksmeister, und zwar Drechsler, Uhrenmacher und Büchsenmacher; die letzteren trugen den Ruhm ihres Gewerbes sogar in deutsche Lande; sie waren Hofbüchsenmacher beim Landgrafen Carl von Hessen-Kassel. Erst von der vierten Generation tauchten wieder die Pfarrer auf.

Da ist Johann Jakob Dick (1714–1779), Pfarrer in Lüsslingen und Johann Franz Dick (1726–1773), Pfarrer in Bolligen.

Dann kommen Franz Ludwig Dick (1782–1850), Pfarrer in Signau und sein Sohn Karl Emanuel Dick (1813–1876), Pfarrer in Rapperswil und nachmaliger Strafhauspfarrer zu Bern.



Grabplatte des David Dick
Pfarrer in Wichtach

* 1584
† 1659

Ein Johann Jakob Dick (1769–1803) war Pfarrvikar in Vinelz. Besonders aber sind zu nennen: Karl David Dick (1769–1834), Pfarrer in Bargen und seine 3 Söhne.